

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Mittwoch, den 18. Februar.

1925.

Der „Blaue Reiter.“

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Roman von Otfried von Sanstein.

„Siehst du, Hanne, das glaube ich dir nicht. Hättest du ihn lieb gehabt, du hättest nicht einen Augenblick an ihm gezweifelt! Und wenn du es selbst erfahren hättest aus seinem eigenen Munde, daß er es getan, du hättest zu ihm gehalten, denn die Liebe hat für alles Verzeihung.“

Hanne schluckte.

„Und ich habe ihn nicht sehen wollen! Ich dachte, wenn das Gericht sagt, dann muß es wahr sein! Ich bin ja so schlecht!“

Frau Andrecht schüttelte wieder den Kopf.

„Siehst du, Hanne, das glaube ich auch nicht. Ich denke, du warst nur dumm und hast nicht überlegt, was du tust.“

Hanne sagte nichts und auch die alte Frau ließ ihr Zeit. „Was willst du nun tun?“

„Was Sie wollen, Frau Andrecht.“

„Willst du hier bleiben und wieder in der Wirtschaft helfen?“

„Hier? Wo sie alle mit Fingern auf mich weisen?“

Sie hatte aufgeschrien, dann blickte sie unsicher.

„Ist das meine Pflicht? Soll ich hier bleiben? Wenn Sie es denken — was tut's, wenn die Leute —“

Frau Andrecht lächelte.

„Nein, Hanne, ich denke selbst, es ist besser, wenn du jetzt nicht hier bist. Du würdest dem Nidel nicht helfen und dem Gasthof schaden. Ich denke auch, es ist besser, du gehst hier fort, bis sich alles geklärt hat.“

„Darf ich aufs Gut?“

„Das wäre dasselbe. Hast du nicht die Schwester in der Nähe von Goch?“

„Die Karoline.“

„Kannst du die nicht besuchen?“

„Ich könnte wohl, aber — was soll sie denken, wenn ich so komme —“

„Sollst ihr nichts jagen. Ist auch nicht nötig. Ich werde ihr schreiben, daß du krank bist. Glauben wird sie es dir schon, wenn sie dich sieht, und daß du etwas Erholung haben mußt. Dann wartest du dort, bis alles klar ist.“

„Das wollen Sie auch tun?“

„Ich schreibe heut' und du reist morgen. Du kannst ja solange oben in der Kammer bleiben.“

„Darf ich heut' nach Burgbraunstein gehen? Glauben Sie, daß ich zu ihm gelassen werde?“

„Das mußt du. Er ist ja noch nicht verurteilt, sondern nur in Untersuchung.“

„Dann darf ich?“

Frau Andrecht lächelte.

„Du dummes Ding, wie habe ich dir zu erlauben. Oder tust du es mir zu Gefallen?“

Plötzlich schoß Hanne das Blut in die Wangen.

„Frau Andrecht — es ist wahr? Es ist wirklich wahr? Es ist noch möglich, daß er unschuldig ist!“

Dann kamen die Tränen, sie warf sich auf einen Stuhl.

„Wie schlecht ich bin! Wie schlecht! Recht hat er, wenn er nichts mehr von mir wissen will! Recht hat er.“

Frau Andrecht legte ihr die Hand auf den Kopf. „Ich habe dir sogar eine Bestellung von ihm auszurichten.“

„Vom Nidel?“

„Eigentlich nicht ich, sondern dem Doktor Schlüter hat er es gesagt, aber der ist jetzt auch in Burgbraunstein. Und der hat es mir übertragen.“

Hanne sah sie mit stürmisch atmender Brust an.

„Er läßt dir sagen, er hätte dich belogen. Er hätte damals die zwanzigtausend Mark wirklich verspielt, und jetzt drückt ihn, daß er dir die Unwahrheit sagte. Du sollst ihm verzeihen und das andere hätte er nicht beargangen!“

Hanne weinte laut auf.

„Ich will sofort nach Burgbraunstein.“

„Bleib nur jetzt hier. Heut' kannst du ihn doch nicht mehr sprechen. Geh' in die Kammer, ich schid' dir durch die Elisabeth was zu essen und dann schlaf' und morgen gehst du mit Sonnenaufgang fort, dann bist du zur rechten Zeit in Burgbraunstein und kannst dann von da aus mit der Bahn gleich nach Goch fahren.“

„Frau Andrecht, wie könnte ich jetzt essen und schlafen?“

„Auch das muß der Mensch immer können, denn er braucht es, um gesund zu bleiben und das ist die Hauptsache. Nun geh' nur hinauf, ich sehe schon einmal nach dir.“

Die Hanne ging langsam und mit schleppenden Schritten die Treppe hinauf und Frau Andrecht blinnte ihr nach.

„Dumm! Dumm! So dumm sind die Menschen, daß sie nicht einmal selber zu denken wagen! Da hat so ein Wurm solche Angst vor dem Gericht, daß es nicht einmal traut, zu dem eigenen Mann zu halten, den es liebt!“

Der „Blaue Reiter“ saß in Burgbraunstein in seiner Zelle. Er war wieder finster und verschlossen, zumal sie ihn alle schon wie einen überführten Verbrecher behandelten und Dr. Schlüter ihn nicht mehr besuchte. Der junge Staatsanwalt Dr. Hammacher war ein energischer und fleißiger Mann. Er betrachtete Burgbraunstein nicht, wie der Amtsrichter Wallenbrunn, als einen Ruheposten, sondern wollte Karriere machen. Er war selbst in Wallenbrunn gewesen und hatte Vernehmungen vorgenommen und Protokolle geführt. Jetzt hatte der Angeklagte Nikolaus Denner bereits die ganze, umfangreiche Anklageschrift, zu der der Staatsanwalt die Nacht verwendet hatte, in der Hand und das Hauptverfahren war eröffnet.

Nikolaus Denner kam es zustatten, daß er als Melbereiter auch viel in den Regimentsbureaus beschäftigt gewesen war und gut verstand, Akten zu lesen.

Er las!

Wie gut und übersichtlich das alles geordnet war! Die Begegnung mit dem Meister van Cönnern auf dem Fest, wie er gedrängt wurde, wie er sich Mut trank, wie er ungezogen fordernd und drohend der Frau Andrecht gegenübertrat. Und dann, als sie ihn abwies,

da reißte in ihm der Plan zu stehen, was sie nicht gab. Wie lebendig das geschildert war! Als wäre der Herr Staatsanwalt selber dabei gewesen! Wie er in seinem Hof den Kahn löste und nach dem Garten der Frau Andrecht ruderte, wie er so oft als Liebhaber der Hanne getan.

Dann wuschte er sich den Schweiß von der durch den raschen Lauf zur Stadt erhitzten Stirn und verlor das Tuch. Er schlich an das Haus, drückte die Scheibe ein und huschte hinein. Jetzt wurde die eigene Frau zur Belastungszeugin, denn sie hatte ja selbst dem Nachwächter Peterreit gesagt, daß sie einen Lichtschein am Fenster gesehen hätte!

Nun kam der Einbruch. Denner, der sechs Wochen vorher selbst den Schrank aufgestellt hatte, wußte genau Bescheid. Dazu der Daumenabdruck am Schrankhimmel. Er wußte von der Hanne, was im Schrank war, wer hätte sonst allein diesen erbrochen? Dann war er in die Krone geeilt und hatte vielleicht dort bleiben wollen, ja Hanne kommen und floh schnell wieder in den Kahn. Dabei verlor er das Buch, das er vielleicht gar nicht bemerkt hatte. In der Nacht versteckte er einen Teil des Diebesgutes, und der Ort, wo er es getan, war das Einzige, was noch nicht geklärt war. Leuchter, Zuckerdose und Kanne brachte er am Morgen dem Zimmermeister und dann jagte ihn das böse Gewissen davon.

Erst am nächsten Morgen kam er zurück und erfand das plumpe Märchen von den Besuchen im Dorf des Bruders und den Kindern des Oberwachtmeisters Hiller. Diese waren auch gefragt worden, wußten natürlich nichts. Da war öfter ein fremder Mann gekommen, der nach dem Vater gefragt hatte.

Soweit die Anklage und nun die Protokolle! Da standen sie hart, klar, von den Beamten formuliert, die Aussagen des Wollhändlers Lendert und des Bäckers Gerber, der Frau Andrecht, des Holzhändlers Justus und des Zimmermeisters van Cönnern. Denner sprang auf und lief auf und nieder.

„Herrgott des Himmels, als wäre er dabei gewesen! Und ich war's doch nicht! Ich weiß doch, daß ich's nicht war, und wenn ich das lese — sie müssen es ja glauben, so klar steht es da und fehlt nicht ein Wörtchen! Da müssen sie mich verurteilen — ich tät's weß Gott selber nicht anders!“

Die Tür ging auf und ein junger Herr trat ein. „Dr. Schumann, Rechtsanwalt. Weil Sie bisher keinen Anwalt wählten, bin ich Ihnen als Officialverteidiger zugewiesen. Haben Sie mir etwas zu sagen?“

„Nichts, als daß ich's nicht war.“
„Natürlich — Mann, mir, als Ihrem Verteidiger, brauchen Sie das Märchen nicht aufzubinden. Ja, einen Freispruch kann man da gar nicht beantragen. Wollen sehen, daß man wenigstens mildernde Umstände durchdrückt. Etwa der Alkoholtrank, dann die frühere gute Führung im Kriege. Vielleicht entlassen Sie noch einmal dem Zuchthaus und kommen mit Gefängnis weg.“

Denner antwortete nicht.
„Sie hören wohl gar nicht zu?“
Denner sah ihn mit abwesenden Augen an.
„Machen Sie das ganz, wie Sie wollen, wenn Sie schon reden müssen. Ich bin einmal verloren, da ist schon alles egal.“

Der junge Rechtsanwalt ging hinaus.
„Wirklich ein ganz verstockter Kerl, und für den soll man plädieren! Wo man weiß, wie der Staatsanwalt recht hat!“

Denner stierte vor sich hin. Also auch der Verteidiger glaubte an seine Schuld. Wie wäre es möglich gewesen, daß er nicht glaubte!

Wieder ging die Tür auf.
Denner, Ihre Frau ist da.
Hanne!

An sie hatte er immer gedacht und in bitterstem Weh! Und jetzt stand sie vor ihm, und da geschah etwas, was er nicht erwartet.

Sie stand da, bleich, verhärmt und zitternd und packte ihn an, dann aber schluchzte sie laut auf, packte

seine Hand, fiel vor ihm nieder und preßte seine Hand an ihre Augen.

„Nidel — verzeih mir —“
Er verstand nicht.
„Ich — ich? Was soll ich dir verzeihen?“
Tausend Gedanken wirbelten in seinem Kopf. Hatte etwa Hanne — Nein — nein — aber sie ließ die Hand nicht los.

„Daß ich an dir gezweifelt habe! Nur eine Minute! Daß ich nicht gleich wußte, daß du es nicht warst! Daß erst die Frau Andrecht es mir sagen mußte, daß du es nicht sein kannst —“

Er ließ sie los.
„Frau Andrecht glaubt noch an mich?“
„Nein.“
„Sie glaubt noch und — hat sie das hier gelesen?“
Er zeigte ihr die Schrift.

Sie hat gestern ein Schreiben vom Gericht bekommen, das wird es wohl sein.“
„Und sie glaubt noch an mich?“

Jetzt war Hanne gekränkt, daß ihm an der Frau Andrecht wohl mehr lag wie an ihr selbst.

„Ich glaube es ja auch.“
„Ja du! Du hast mich ja auch lieb! Du bist ja mein Weib! Da ist es doch selbstverständlich! Wie könnte man an einem Menschen, den man lieb hat, zweifeln, aber die fremde Frau?“

Da ging es ihr wieder wie ein Stich durch das Herz, denn — sie hatte ja gezweifelt und war noch in Verwirrung. Er aber schloß sie in seine Arme.

„Hannchen, mein armes Hannchen! Wie unglücklich wir geworden sind. Sie müssen mich ja verurteilen. Wenn man das liest! Da gibt es ja gar keinen Ausweg und wenn ich es tausendmal schwöre und auf meinen Anien beteuere. Wie sollen sie mir glauben, wenn der Staatsanwalt so schreibt, als sei er dabei gewesen, und wenn sie alle gegen mich zeugen. Und ich war es doch nicht! Ich weiß doch, daß ich es nicht war!“

Der Staatsanwalt, der die Unterredung ungelesen von draußen belauscht hatte in der Hoffnung, er würde sich verraten, ging ärgerlich fort und der Wärter trat ein.

„Die Zeit ist um.“
Sie konnten nicht sprechen und küßten sich noch einmal, dann ging Hanne weinend hinaus.

„Sie sollen zum Herrn Staatsanwalt kommen, Frau Denner.“

Sie war so niedergebrosen, daß sie nicht einmal erschraf. Sie wäre auch nicht erschrocken, wenn man sie wieder verhaftet hätte. Der Staatsanwalt hatte ein böses Gesicht.

„Sie hätten Ihrem Mann zureden müssen, daß er endlich gesteht.“

Sie antwortete nicht.
„Er macht es durch sein Leugnen nur schlimmer. Verurteilt wird er doch. Wenn er nun Reue zeigte, wäre es möglich, daß man ihn milder beurteilte.“

„Er war es doch nicht.“
„So? Wie wollen Sie das beweisen?“

„Ich weiß es.“
Der Staatsanwalt zuckte die Achseln. Mit diesem Bauernweib war nichts anzufangen. Innerlich war er noch jetzt überzeugt, daß sie von allem wußte, aber er hatte die Anklage der Mitschuld fallen lassen, weil sie schwer zu beweisen war und den Prozeß, den er noch in die tagende Strafkammer Sitzung, sogar schon in wenigen Tagen einschleiben wollte, verzögert hätte.

„Sie wohnen in Wallenbrunn?“
„Ich reise jetzt zu meiner Schwester.“
„Wo wohnt die?“

„In Goch.“
„An der holländischen Grenze?“
„Nicht weit davon.“

„Hören Sie — wenn Sie denken, daß Sie vielleicht über die Grenze wollen?“

Sie war trotzig geworden, der Ton des Mannes empörte sie.

„Sie können mich ja gleich einsperren.“
(Fortsetzung folgt.)

Gliick muß man haben.

Von Hermann Wagner.

Es gibt Menschen, die Glück selbst im Unglück haben. Du diesen Menschen gehöre ich. Es ist geradezu lächerlich, wenn ein enormes Glück ich habe. Vielleicht liegt das daran, daß ich unter einem glühenden Stern geboren bin. Nun, es ist ja schließlich auch ganz gleichgültig, woran es liegt. Es liegt eben, und damit basta, und die Hauptsache ist, daß ich mich damit abfinde, so gut ich kann. In den meisten Fällen kann ich das sehr gut. Es ist geradezu erstaunlich, daß mich die Voltzei noch nie erwischt hat.

Damals zum Beispiel, als ich ganz ziel- und planlos in Eisleben ankam, hatte ich entschieden einen Glückstag. Ich kam von Leipzig, wo man mich suchte (ich will nicht verzagen, warum), und wollte eigentlich nach Göttingen, wo ich absolut nichts zu suchen hatte. Nun, es fügte sich eben so, des Menschen Wege sind oft wunderbar, ich stieg eben in Eisleben aus, und laum, daß ich den Bahnsteig betreten hatte, trat auch schon das Glück in der Person eines freundlich lächelnden Herrn an mich heran, der höflich den Hut läutete und sagte: „Grüß Gott, Herr Bollmann! Da sind Sie ja! Sie werden schon erwartet!“

Nun heiße ich nicht im entferntesten Bollmann, sondern Krause, aber da auch Bollmann ein ganz hübscher Name ist und da ich außerdem dem freundlichen fremden Herrn, der mich da offenbar mit einem anderen verwechselte, die Freude nicht verderben wollte, so lächelte ich gleichfalls recht freundlich, läutete sehr höflich den Hut und sagte: „So?“

„Ja“, wiederholte der fremde Herr, „kommen Sie nur, ich habe mein Auto draußen vor dem Bahnhof stehen, Sie steigen mit ein, und in ein paar Minuten sind wir bei Ewald Meyer, der Ihnen das Geld gibt.“

„Wie viel?“ fragte ich wie belläufig.
„Nun, fünfundwanzigtausend Mark, die Kaufsumme für Ihr Grundstück in Bogenhausen, das Ihr Rechtsfreund Dr. Köpff in Ihrem Auftrag an Herrn Ewald Meyer verkauft hat.“

„Ach ja“, sagte ich voll Gleichmut, brannte mir eine Zigarette an und stieg mit dem fremden Herrn in dessen Auto, das uns in wenigen Minuten vor die Ewald Meyer'sche Villa brachte.

„So“, sagte der fremde Herr freundlich, „da sind wir schon. Sie werden Herrn Ewald Meyer im Lehnstuhl finden. Der Arme hat die Gicht.“

Wir stiegen aus, und der fremde Herr brachte mich in das Zimmer des Herrn Meyer, wo dieser tatsächlich im Lehnstuhl lag.

Gestatten Sie, Herr Meyer, daß ich Ihnen Herrn Willi Bollmann aus Sangerhausen vorstelle! Er ist gekommen, um sich das Geld zu holen.“

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Herr Meyer freundlich.

„Eigentlich“, meinte ich, „habe ich nur wenig Zeit.“

„Nun, es ist ja alles schon vorbereitet. Hier ist das Geld. Wollen Sie nachzählen? Und hier ist die Quittung. Wollen Sie quittieren?“

Ich zählte nach. Es waren fünfundwanzigtausend Mark. Dann quittierte ich mit „Willi Bollmann“. Mein Gott, warum hätte ich das nicht tun sollen, da man mir dafür doch fünfundwanzigtausend Mark bezahlte?

„So“, sagte ich, „ist es auch richtig.“

„Ja“, sagte Herr Meyer, „ich danke.“

„Und jetzt“, sagte der fremde Herr, der mich gefahren hatte, „darf ich Sie wohl recht schnell im Auto nach zu Frau Zinnig bringen?“

„Zu Frau Zinnig?“ fragte ich und tat verlegen.

Der fremde Herr lächelte schalkhaft und sagte: „Sie wissen doch, Herr Bollmann, Frau Zinnig erwartet Sie schon sehnsüchtig. Sie wird sehr erkreut sein. Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Eigentlich hatte sie sich etwas älter vorgestellt.“

„Oh“, sagte ich, „ich habe mich gut erhalten.“

„Ich hoffe“, sagte der fremde Herr, „daß sie das gleiche auch von Frau Zinnig sagen werden. Sie sieht für eine achtunddreißigjährige Witwe noch recht gut aus. Sie können außerdem eine bessere Frau gar nicht finden.“

Davon bin ich überzeugt“, antwortete ich sehr höflich, verabschiedete mich von Herrn Ewald Meyer und stieg mit dem fremden Herrn abermals in dessen Auto, das uns in wenigen Minuten vor die Villa der Frau Zinnig brachte.

„Gnädigste“, rief der fremde Herr aus, als wir in das Zimmer der Frau Zinnig traten, „da bringe ich ihn, da ist er! Er, den Sie schon so sehnsüchtig erwarten! Nehmen Sie ihn, bitte, recht gut auf! Was mich betrifft, so will ich nicht länger stören! Denn wo es sich um Dinge der Liebe handelt, da ist ein Dritter stets überflüssig!“

So sagte der fremde Herr, lächelte, verbeugte sich und verschwand. Frau Zinnig aber errödete lebhaft, und reichte mir die Hand, die ich recht artig küßte. Sie war eine wirklich hübsche Frau, das ließ sich nicht leugnen.

Herr Bollmann“, sagte sie, „darf ich Sie bitten, eine Tasse Tee mit mir zu trinken?“

„Aber gern“, antwortete ich sanft.

„Wissen Sie, beim Tee plaudert es sich viel hübscher, Sie gefallen mir sehr gut. Wenn ich nur wüßte, ob ich auch Ihnen gefalle?“

„Das tun Sie“, sagte ich und lächelte die hübsche Witwe, die in mir offenbar ihren zweiten Mann suchte, dabei scharf ins Auge.

Der Tee, den mir Frau Zinnig vorsetzte, war sehr gut.

Außerdem war ich nicht blöde. Schon bei der zweiten Tasse sagte ich „Gulda“ zu Frau Zinnig, während sie mich bei der dritten Tasse schon „liebster Willi“ nannte. Wir tranken dann eine Flasche Wein. Darauf küßten wir uns. Darauf nahmen wir einen kurzen Imbiß in Gestalt eines kalten Dubnes ein. Und darauf waren wir auch schon verlobt.

Liebster Willi“, sagte Gulda zu mir, „über deine Verhältnisse bin ich durch Herrn Ewald Meyer schon informiert. Was ich befinde, das wirst du durch Herrn Meyer ja gleichfalls erfahren haben.“

„Geld, liebste Gulda“, antwortete ich darauf, „spielt in diesem Falle für mich gar keine Rolle. Die Hauptsache ist, daß du mir gefällst, und da du mir gefällst, so lade ich dich zu einer kleinen Spazierfahrt ein, die wir in deinem Auto so gleich bis Sangerhausen unternehmen könnten.“

Gulda war einverstanden, und so bestiegen wir beide perennig ihren sehr propren Mercedes-Wagen, den ich sofort auf die allergrößte Geschwindigkeit einstellte.

Gulda fragte: „Liebling, warum fährst du so schnell? Hast du es so eilig, aus Eisleben herauszukommen?“

„Ja“, antwortete ich, „mich zieht es mit aller Macht ins Weite.“

Schon eine Stunde später waren wir in Sangerhausen, wo wir halt machten, da Gulda sich wärmen wollte. Während meine Braut sich in einem Kaffeehaus bei einem Glas Crog wärmte, bestieg ich heimlich wieder ihren Wagen und fuhr davon. Schon eine Stunde später war ich in Nordhausen. Dann kam ich nach Heiligenstadt. Dann nach Kassel. Und zuletzt nach Marburg, wo ich übernachtete.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, überdachte ich das Glück, das ich am Tage zuvor gehabt hatte. Es hatte mir ohne alle Anstrengung fünfundwanzigtausend Mark bar und ein Auto eingebracht. Allerdings hatte ich den Verlust einer Braut zu beklagen, was mir indessen gleichfalls als ein Gewinn erschien, wenn ich bedachte, daß ich mir den Besitz der hübschen Witwe nur um den Preis meiner Freiheit hätte erkaufen können. Ich liebe aber meine Freiheit über alles. Deshalb machte ich mich in dem erbeuteten Auto mit den gewonnenen fünfundwanzigtausend Mark absald aus dem Staube, ehe es der Voltzei gelang, mir auf die Spur zu kommen.

Kreuzwort-Rätsel.

1	2	3	4	5	6	7
8		9			10	11
12			13	14	15	16
18			19		20	21
		22	23		24	
25	26			27	28	29
		31	32		33	34
36	37			38		39
41			42			43

Es bedeuten die Worte in der wägerechten Reihe: 1. Erdteil, 6. Was das Baby nötig hat, 8. Gangart des Pferdes, 10. Segelstange, 12. Nebenfluß der Donau, 13. Vater, 16. Rindvieh, 18. Nachru, 21. Gestalt aus „Beer vom“, 22. Nachtvogel, 24. Flächenmaß, 25. Nahrungsmittel, 27. Stadt in der Provinz Hannover, 28. Längenmaß, 31. Englische Anrede, 33. Teil des Kopfes, 34. Palm, 36. Bodensenkung, 38. Fluß in Italien, 41. Körperteil, 42. Teil einer Stadtmauer, 43. Lebensnotwendigkeit; in der senkrechten Reihe: 2. Gefäß, 3. Deutscher Geschichtschreiber, 4. Fluß in Sibirien, 5. Grundton in der Musik, 6. Flächenmaß, 7. Ragetter, 8. Schreibmittel, 9. Musikalisches Vorzeichen, 11. Ende, 13. Geographischer Begriff, 14. Englisches Bier, 15. Fluß in Italien, 16. Mädchenname, 17. Getrocknetes Gras, 19. Bestes Gebiet, 20. Raffsucht, 23. Zeitmesser, 26. Nebenfluß der Donau, 27. Gemeinamer Gelang, 30. Theaterstück von Sudermann, 32. Fluß in Thüringen, 35. Stadt in Italien, 37. Flächenmaß, 38. Fluß in Italien, 39. Wie der Esel schreit, 40. Italienische Bezeichnung des Lones.

Die Anfangsbuchstaben der Worte 1, 12, 18, 26, 20, 16, 22, 39, 42, 7, 6, 27, 17, 36, 31, 8, 43, 3 und 16 ergeben ein bekanntes Sprichwort.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 35: wägerecht: 1. Elefant, 2. Fant, 3. Unra, 4. Lido, 5. Frau, 6. Beirat, 7. Lüste, 8. Ebbe, 9. Lo, 10. Erz, 11. Elle, 12. Ohm, 13. Ja, 14. Elias, 15. As, 16. Par, 17. Ar, 18. Friede, 19. Ne, 20. Mode, 21. Ode, 22. Po, 23. Ufer, 24. Ballon; senkrecht: 1. Elbe, 2. Efeu, 26. Liebe, 27. Ruf, 28. Wei, 14. Ei, 2. Forelle, 29. Elle, 30. K(er), 31. A, 32. Eid, 33. Rot, 34. Ems, 9. Los, 21. Ob, 5. Floh, 19. Ada, 3. Uri, 35. Molel, 36. Nale, 16. Be, 37. Nutria, 13. Ja, 22. Po, 38. A, 39. Zar, 40. Ar.

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unser.*)

Ende Oktober 1813 erkannte man in Wiesbaden die Gefahr, die dem Herzogtum mit dem Herannahen des angeschlagenen französischen Heeres und der ihm offenbar auf dem Fuße folgenden verbündeten Streitkräfte der Russen, Preußen und Österreicher drohte. Am 29. Oktober schreibt Bielius: „Von Kriegs-Ereignissen weiß man hier noch immer nichts Guterläufiges, es wird sehr vieles erwartet und gelohnt. Gewiß ist es, daß die Alliierten noch nicht in Frankfurt, wohl aber in Wiesbaden sind, und wir wissen also noch nicht, ob wir von Durchmärschen noch werden betroffen werden oder nicht. Wir sind auf alle Fälle gefaßt und werden es ruhig abwarten. — In diesem Augenblick, Abends um 6 Uhr rückt französische Cavallerie hier ein, man sagt, sie käme über Idstein, ob und wie lange sie hier bleiben werde, weiß ich nicht, sie wird den Abend aber hier einquartiert.“ Und als Nachschrift fügt der Briefschreiber hinzu: „Es ist nicht rathsam jetzt viel von Kriegsbegebenheiten zu schreiben, zumalen die meiste Nachrichten falsch oder doch übertrieben sind.“

Trotzdem enthält der nächste Brief vom 2. November nichts als Kriegsmeldungen: „Seit dem verwichenen Freitag (29. Oktober) leben wir hier in steter Unruhe. Denselben Abend wurden ungefähr 400 Mann Cavallerie hier einquartiert, welche den folgenden Morgen nach Mainz abziehen. Den Samstag dauerte den ganzen Tag über der Durchmarsch, und zwar meistens von Infanterie, und nur Truppweiser fort. Es mögen im ganzen wohl 2000 Mann gewesen sein. Diese wurden nicht einquartiert, sondern bekamen bloß Brod und Branntwein, sowie Fourage für ihre Pferde: wozu sie gleichfalls nach Mainz abmarschirten. Den Sonntag, Montag und heute, kommen nur noch sehr wenige einzelne Mann hier durch: — alle betragen sich sehr gut und stille. Dahingegen sind seit heute und gestern die benachbarte Ortschaften, besonders Erbenheim, Mosbach und Biebrich sehr stark besetzt; so daß die Leute, wie man sagt, es nicht mehr in den Häusern aushalten können, und daher auf das Feld geflüchtet sind, wo sie sich Feuer anmachen. — In Mosbach und Biebrich sollen 3000 Mann Cavallerie liegen. — 2 Generals loagieren im Schloß. — Es mußte schon viele Fourage und Brod, von hieraus in jene Ortschaften geliefert werden, weil die Bauern nichts mehr haben, dabei soll, wie man sagt, der Marck der Truppen von Frankfurt nach Mainz noch immer fort dauern, auch ist heute der Kaiser Napoleon zu Mainz angekommen. Ob und welche Truppen demahlen in Frankfurt sind, weiß man noch nicht; indem seit 3 Tagen keine Post mehr hier angekommen ist.“

Hier in Wiesbaden sind gar keine Truppen, man befürchtet aber sehr, daß die Stadt auch noch stark besetzt werden, wenn die Deutsche nicht bald vorrücken, wozu es aber weniigen Ansehn hat.“

In der Nachschrift heißt es dann weiter: „Vorankern sollte das hiesige Militär nebst ungefahr 200 Recruten, im ganzen also ungefahr 400 Mann, welche seit einigen Tagen in Rüdelsheim lagen dalebst eingeschifft werden, um nach Spanien zu gehen. In dem Augenblick aber, da sie zu Schiff gehen sollten, entstand ein Gemurmel unter den Leuten, und alle liefen auseinander und davon, so daß nur die Officiere stehen blieben. Die Soldaten haben sich in die Waldungen und weiter begeben. Was nun wegen ihrer Habhaftwerdung und Bestrafung geschehen wird, steht zu erwarten.“

Aber diesen peinlichen Vorfall schreibt Bielius schon im nächsten Brief vom 5. November: „Übrigens sind jene Deserteurs demahlen alle wieder, oder doch größtentheils demahlen auf dem Kloster Clarenthal, wo sie sich einquartiert haben. Auditeur Strobel***) untersucht jetzt die Sache, ich glaube aber nicht, daß ihnen viel geschieht.“

In diesen Tagen hatte sich die Lage vollständig geändert: rascher, als man geglaubt hatte, waren die Truppen der verbündeten Mächte nachgerückt und am 4. November besetzten Österreichische Bataillone Mosbach und Biebrich, während das zur Dedung des Brückenkopfs Castell wäntiae Hochheim von einer französischen Nachhut noch gehalten wurde. In Wiesbaden tauchten die ersten Kosaken auf; trotzdem oder vielmehr gerade deshalb trat man dort ungewöhnliche Sicherheitsmaßregeln: „Hier sind alle Häuser mit Läden und Balken wie Festungen verlagert. — kein Wirthschild hängt mehr, und wer man ist auf seiner Huth. — Die Christiane schläft schon seit 3 Tagen mit ihren Kindern in unserm Hause, indem sie sich vor dem Thore zu sehr fürchtet; indeßen hoffen wir alle, daß die größte Gefahr vorüber sei.“ — „Glücklich seid Ihr.“ — „Der Vater hinzu, daß in Idstein alles so ruhig ist, und vor also in Eurem Studieren nicht gestört werdet.“

*) Fortsetzung aus Nr. 29 vom 4. Februar 1925.

**) Carl Strobel war Advokat und Procurator in Wiesbaden, zugleich Auditeur beim Brigadecommando.

Da Mainz stark besetzt war und sich, den Anweisungen des Kaisers gemäß, die einzelnen französischen Armeekorps Strom auf- und stromabwärts verlammeten, hätte der Rheinnau in die kriegerischen Aktionen leicht hineingezogen werden können; die herzoglichen Herrschaften, die in Reichardshausen bei Battenheim unter dem Schutze einer kleinen Truppe noch besitzener Reitender Jäger sich aufhielten, siedelten deshalb nach Wiesbaden über und nahmen im Schützenhof*) Wohnung, allerdings in der Absicht, baldigst einen fern vom Schauplatz kriegerischer Ereignisse gelegenen Ort, etwa Karlsrube in Baden, aufzusuchen. Die reitenden Jäger wurden in den Häusern der Friedrichstraße einquartiert. — Neue, nie gegebene Uniformen tauchten in Wiesbaden auf, insbesondere die ungarischen Sularen erregten großes Aufsehen und insbesondere bei August Bielius, der offenbar ein großer Soldatenhänger war, trat immer stärker der Wunsch hervor, diese Zeit, welche die Jugend vielleicht schon als eine „grobe“ empfand, nicht in einem langweiligen Landstädtchen, sondern im Centrum der Ereignisse zu erleben. Als nun gar in Idstein das Gerücht sich verbreitete, der Österreichische und der russische Kaiser und der König von Preußen seien in Wiesbaden eingetroffen, hielten die Söhne Bielius um die Erlaubnis, nach Hause kommen zu dürfen. Das war aber gar nicht die Meinung des Vaters, dessen Augenmerk vor allem auf die gründliche und beschleunigte Ausbildung in Idstein gerichtet war; seine eigene Gesundheit war nicht so fest, daß er darauf rechnen konnte, ein höheres Alter zu erreichen und deshalb wünschte er, daß insbesondere der ältere Sohn möglichst bald die Universität besuche und die notwendigen Studien mache, um nachher die Anwartschaft auf ein höheres Staatsamt und damit die Möglichkeit zur Erhaltung der zahlreichen Geschwister zu erlangen. — In diesem Sinne beantwortete er die Bitte der Söhne ablehnend: — „Eure Nachricht von der Ankunft der beiden Kaiser und des Königs von Preußen in Wiesbaden ist eine sehr plumbe Lüge. Wäre es aber auch wahr, oder siele sonst etwas Merkwürdiges hier vor, so sollt Ihr doch darum nicht herüber kommen, sondern bey den jetzigen Umständen und der großen Unsicherheit der Straken ist es am besten zu Hause zu bleiben, und wenn selbst die Schule geschlossen würde und das ganze Gymnasium wollte hierher laufen, so müßt Ihr dennoch dorten bleiben, zumahl wir nicht wissen, ob uns noch eine Eule im Hauk für Euch übrig bleibt.“

Der Zusammenhang der großen Ereignisse blieb den Wiesbadenern verborgen. Bielius schreibt in demselben Brief vom 9. November: „Von den Kriegsbegebenheiten hört man, ob wir gleich mitten drin leben, gar nichts, als was in den Zeitungen steht. Gestern sagte man, Fürst Metternich seze mit nachmaligen Friedensvorschlügen nach Mainz abgeschickt worden, heute aber wird solches widerprochen, und man erfährt nicht einmal mit Gewißheit, ob Napoleon noch in Mainz ist, oder nicht.“**) Wenn die Kosaken nur einmal über den Rhein sind, dann wird es bald um Mainz gehen sein; niemand würde ihnen widerstehen.“ Die Angst vor den Russen, die während des ganzen Jahres 1813 in Nassau eine große Rolle spielte und das politische Dichten und Trachten bis in die letzten Kreise hinein stark beeinflusst hat, scheint in eine ganz übertriebene Meinung von der Kriegslücklichkeit der Kosaken umgeschlagen zu sein, nachdem man diese näher kennen gelernt hatte.

Die einige Tage zuvor geäußerte Besorgnis des Geheimrats, daß es bald in den Räumen des Nonnenhofs an Platz fehlen werde, die beiden Söhne aus Idstein unterzubringen, schien sich rasch verwirklichen zu sollen. Am 11. November schrieb er nach Idstein: „Gestern Nachmittag ist die starke Einquartierung der Kosaken hier eingerückt, sie campieren auf dem Bierstadter und Erbenheimer Berg, aber viele sind in der Stadt, und machen großen Tumult, indem sie sich zum Theil selbst einquartiert haben. Noch zur Zeit sind wir verschont geblieben, hatten aber große Anfechtung da 4 Officiere mit Gewalt in das Haus wollten, ich habe aber nicht aufgemacht. Die Christiane hat 3 Officiere und eine Wache im Haus, sie sind aber ganz ordentlich. Gott gebe nur, daß diese Unruhe bald glücklich vorübergehen werde, denn wir leben in größten Sorgen.“

*) Der „Schützenhof“ war damals wohl das feinste Wohnhaus in Wiesbaden, nachdem der Badewirt Johann Reinhard Rüsseberger bald nach 1783 ihn neu erbaut hatte. Bis 1827 befand sich auch das Theater in seinen Räumen.

**) Die Korrespondenz Napoleons Band 26 enthält Befehle des Kaisers aus Mainz noch vom 7. November; der erste Befehl aus Saint-Cloud ist vom 10. November.